

Friedrich Schiller als Religionsphilosoph

Autor(en): **Wanner, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **34 (1955)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-347010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu den Aufgaben der Sozialdemokratischen Partei gehört es, sich mit diesem Problem eingehend zu befassen und die nötigen Schlüsse daraus zu ziehen. Es gibt keine andere größere Partei in unserem Lande, die in der Lage ist, die Interessen der Angestellten in gleicher Weise zu wahren. Die großen sozialen Postulate, die die Sozialdemokratische Partei vertritt, lagen seit jeher auch im Interesse der Angestellten. Dies ist der Grund, weshalb große Angestelltenkreise sich der Partei angeschlossen haben oder sich zu ihr hingezogen fühlen. Es wird aber notwendig sein, sich noch vermehrt der Angestellten-Postulate anzunehmen. Dabei geht es nicht um Stimmenfang; dies wäre unehrlich. Im Mittelpunkt steht die Interessenwahrung einer bestimmten Gruppe von Arbeitenden, die gleiche und ähnliche Nöte und Sorgen wie andere Arbeitnehmer haben und Anspruch auf Anerkennung ihrer Arbeit erheben dürfen.

J. WANNER

Friedrich Schiller als Religionsphilosoph

Zur Erinnerung an den 150. Todestag am 9. Mai 1955

«Wir sind zum Denken auf die Welt gekommen.» *H. G. Wells*

Von Schillers Leben und Schaffen ist den meisten seiner Nachkommen nur ein Bruchteil bekannt. Obwohl es in seinen Werken, namentlich auch in seinen Gedichten, von religions- und geschichtsphilosophischen Gedanken wimmelt, ist es nicht gar so leicht, dasjenige herauszuschälen und zusammenzufassen, was seine philosophische Grundhaltung ausmacht. Schiller selber, dessen Leben in die karge Frist von sechsundvierzig Jahren eingesperrt war, eines Lebens, das nur ernsten und ewigen Dingen geweiht war, hat sein religiöses und philosophisches Weltbild in den Worten geprägt: «Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion.» Und von der Philosophie bekennt er: «Welche wohl bleibt von allen Philosophien? Ich weiß nicht. Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.»

Die religiösen Anschauungen Schillers kommen schon in seinem ersten größeren Werk, in den «Räubern», sodann in den Gedichten der zweiten Periode zum Ausdruck. Das Lied «An die Freude» (1788) ist ein Gedicht, in dem die Glückseligkeitslehre die höchste dichterische Verklärung gefunden hat; die Freude ist die Mittlerin zwischen Gott und der Schöpfung und wird zu einer göttlichen Macht erhoben, zu einem Wesen göttlichen Ursprungs,

göttlicher Kraft, Milde, Weisheit und Duldung. Das Lied «An die Freude» ist geradezu eine Verherrlichung des Glaubens an einen liebenden Vater und gerechten Weltenrichter, der über dem Sternenzelt wohnt. Vertiefter dringt wohl kaum eine Dichtung in unsere Seele als in den freudvollen Tönen der Neunten, in der Beethoven seine gewaltige Sinfonie ausklingen läßt.

Für die religionsphilosophische Entwicklung Schillers sind auch vier andere Gedichte besonders kennzeichnend: «Freigeisterei der Leidenschaft», «Resignation», «Götter Griechenlands» und «Die Künstler». In «Resignation» bricht Schiller mit der überlieferten Vorstellung, daß der sittlich ringende Mensch für die Entsagungen und Opfer dieses Lebens Ersatz und Lohn im Jenseits finden werde: an die Stelle des Glaubens an eine Vergeltung nach dem Tode tritt die Einsicht, daß sich die sittliche Weltordnung schon in diesem Leben verwirklicht und das sittlich-geistige Streben seinen Lohn in sich selbst trägt, daß somit die Weltgeschichte das Weltgericht ist. In den «Göttern Griechenlands» vollzieht sich weiter der Bruch mit der herrschenden Lehre vom Theismus. Dieses Gedicht ist ein Lied der Sehnsucht nach Poesie und Natur; es ist gegen die bloß «mechanische» Wissenschaft gerichtet, die «knechtisch dem Gesetz der Schwere» dienende «entgötterte» Natur. Aber so wenig sich Schiller zum Glauben an den einen Gott, den das Christentum fordert, zurückfinden kann, so unmöglich ist ihm eine Rückkehr zu der griechischen Religion mit ihren heiteren Gottwesen. Unwiederbringlich ist die lichte Zauberwelt, «da die Götter menschlicher noch waren».

Im Gedicht «Der Künstler» geht es Schiller nicht mehr um Wahrheit oder Schönheit, sondern um Wahrheit in der Schönheit. Er setzt hier die Kunst an die höchste Stelle unter allen geistigen Mächten, höher selbst als Erkenntnis, Moral und Religion; als das Ziel der Menschheitsgeschichte und als Endzweck der Weltentwicklung erblickt Schiller die Harmonie und Freiheit des Geistes. In einem Brief an Goethe aus dem Jahre 1796 gibt er diesem recht, wenn er in «Wilhelm Meister» schreibt: «Die gesunde und schöne Natur braucht keine Moral», und er fügt hinzu: «auch keinen Gott und keine Unsterblichkeit.» Hatte Schiller in seinen «Philosophischen Briefen» die Natur als einen «unendlich geteilten Gott» betrachtet, so erkennt er in den Jahren größerer Reife, daß unser Wissen an bestimmte Grenzen gebunden ist, so daß keine Forschung das geheimnisvolle Innere der Natur zu enthüllen vermag; er ist sich bewußt, daß wir bei den unserem Denken gezogenen Schranken die «größere Menge von Mißtönen» nicht aufzulösen imstande sind.

Noch in verschiedenen anderen Kulturdichtungen hat Schiller von seiner religiösen Haltung Zeugnis abgelegt, so im «Eleusischen Fest», im «Spaziergang», im «Ideal und Leben», im «Lied von der Glocke» usw. Am kürzesten kennzeichnet sich sein Verhältnis zur Religion in seinem Gedicht «Mein Glaube». Er bekennt darin, daß er sich aus Religion zu keiner überlieferten

Religion bekenne. Als der reifere Schiller über seine Stellung zur Religion befragt wurde, äußerte er sich in dem berühmt gewordenen Epigramm in folgender Weise:

«Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? – Aus Religion.»

In diesem Vers betont Schiller deutlich genug, daß er sich jeden Eingriff von außen in die innerste religiöse Welt des eigenen Lebens verbittet.

Einen weiteren Einblick in seine religiösen Grundgedanken gibt uns Schiller in seinen Gedichten «Die Worte des Glaubens» und «Die Worte des Wahns» sowie in einer Reihe epigrammatischer Dichtungen aus den Jahren 1795 bis 1800. In «Worte des Glaubens» geht der Dichter davon aus, daß der frei geschaffene Mensch die Kraft hat, nach der göttlichen Tugend zu streben und sie im Leben zu üben. «Es muß», so äußert sich Schiller, «eine Tugend geben, die ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt.» Im Gedicht «Worte des Wahns» warnt er vor einer seicht vertrauensseligen Lebensansicht. Er bezeichnet es als einen dreifach verhängnisvollen Wahn, wenn der Mensch glaubt, daß das Rechte und Gute auf Erden siegt, das Glück sich mit dem Edlen vereinigt und der irdische Verstand zu der vollen Erkenntnis der Wahrheit gelangt. Trotz den unlösbaren Rätseln des Daseins fordert uns Schiller auf, an der unsichtbaren, sittlich-idealen Weltordnung festzuhalten und den für den Verstand unfaßbaren Glauben an das Reich der Ideale zu bewahren. Im Gedicht der «Sehnsucht» schildert er in ergreifenden Worten sein Heimweh nach der Welt der Ideale und schließt mit dem Aufruf:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Im Gedicht «Ideal und Leben» ist der Zwiespalt zwischen Sinnlichkeit und Geist, Neigung und Pflicht überwunden durch den sittlichen Willen. Von diesem Gedicht heißt es, daß Schiller darin das Allerheiligste seines Fühlens und Denkens zu vollendetem künstlerischen Ausdruck gebracht hat. In keinem anderen Gedicht ist seine Weltanschauung, die sich aus dem Gegensatz von Ideal und Leben ergibt, so unmittelbar und bildkräftig dargestellt. Von diesem Gedicht schrieb Wilhelm Humboldt an Schiller, es trage die höchste Reife und sei ein getreues Abbild seines Wesens. Es liegt ihm die Idee zugrunde, daß die Menschen sich vom Leben nicht abwenden, sondern streben und kämpfen sollen als rechte Kinder der Welt; aber ebenso wenig wie in nichtigen Träumen sollen sie im Staube der Erde verkommen, sondern auf-

wärts blicken zu den höchsten Idealen und sich der hohen menschlichen Bestimmung freuen.

Gegen Ende seines Lebens gelangte aber Schiller zu der bitteren Erkenntnis, daß er in seinem Idealismus einem Trugbilde nachgewandelt sei. Im letzten seiner philosophischen Gedichte, im «Pilgrim» (1803), schildert er, wie er das Erbteil frommen Väterglaubens und seine Habe fröhlich glaubend hingeworfen habe. In der letzten Strophe bricht der Enttäuschte in die Klage aus:

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

Die Unerforschlichkeit des unendlichen Alls: das ist die Grundstimmung am Ende der Schillerschen Lebenspilgerfahrt. Aber durch alle Erdenplagen hindurch, die nur je einen Sterblichen bedrängt haben, hat sich der Mensch Schiller zum Evangelium der Arbeit bekannt; ihr hat er sein Leben geweiht bis zum letzten Atemzuge. In Karl Bergers Biographie finden wir eine Stelle, die uns zeigt, was für Schiller die Arbeit und das unablässige Wirken an den großen Zwecken der Menschheit bedeutet hat. Berger schreibt: «Zwei Gestalten, die unscheinbarsten von allen, die seinen Lebensweg begleitet haben, sind ihm treu geblieben: verständnisvoll teilnehmende Freundschaft und unermüdliche männliche Arbeit, die in sich selbst Wonne genug birgt und im Gelingen ihren reichsten Lohn findet.» In seinem Gedicht «Die Ideale», von dem Goethe am höchsten begeistert war, beklagt sich Schiller über die zerronnenen Ideale der Jugend. In den Schlußversen des Gedichtes, das zum persönlichsten Bekenntnis Schillers gehört, sagt er:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Gewaltiger noch als in den philosophischen Dichtungen findet Schillers Weltanschauung ihren Niederschlag in seinen dramatischen Meisterwerken «Wallenstein», «Maria Stuart», «Die Jungfrau von Orléans», «Die Braut von Messina» und «Wilhelm Tell». Alles, was sich der Dichter unter dem Einfluß der Kantschen Philosophie in harter Lebensarbeit und eiserner Selbsterziehung errungen hatte: die innere Freiheit und Selbständigkeit, die Harmonie des Geistes, die Achtung vor der Würde des eigenen Wesens. Es wäre verfehlt,

aus diesen Kunstwerken einzelne Worte und Taten herauszugreifen und als «Selbstbekenntnisse» des Dichters gegen seine eigene Welt- und Lebensanschauung ins Feld zu führen. Alle seine Dramen gehen aus von der Gesamtidee der sittlichen Freiheit. Dabei legt er seinen Gestalten die verschiedensten religiösen Anschauungen in den Mund. Schiller will dem Dichter das Recht einräumen, die Idee eines Göttlichen auszusprechen, in welcher Form er es am bequemsten und am treffendsten findet. Wer diese Idee erkannt hat, wer in dem Glauben an eine sittliche Weltordnung lebt und webt, der bedarf nicht mehr der Hülle irgendeines kirchlichen Glaubensbekenntnisses; er steht als freie Persönlichkeit in der ewigen, unendlichen Wahrheit selbst und darf seine Bilder und Gleichnisse aus allen religiösen Bekenntnissen auswählen. In seiner Stellung zum kirchlichen Dogma teilte Schiller ebenso wie Kant die kritischen Grundsätze der Aufklärung. Den Glauben an einen übernatürlichen Ursprung des Christentums lehnte er ab, anerkannte aber den veredelnden Einfluß der christlichen Lehre, die allerdings unter den untreuen Händen vieler seiner Apologeten an Ursprünglichkeit, Kraft und Einfluß verloren hat.

Was Schiller bei vielen seiner Zeitgenossen, namentlich bei den empfindlichen Hütern eines dogmatischen Christentums unbeliebt und als «Gottesleugner» verdächtig machte, das war seine kritische Stellung zum offiziellen Christentum. Zu der Zeit, da er seine Idee der ästhetischen Erlösung zum Ausdruck brachte, sprach er sein tiefstes Urteil über das Wesen des Christentums aus. Die verschiedenen Erscheinungen in der christlichen Religion schienen ihm deshalb widrig, weil sie verfehlte Darstellungen des Höchsten und Edelsten sind. Wenn er sich auch mit einigen der im Christentum enthaltenen Lehren einverstanden erklären konnte und namentlich Verständnis hatte für dessen sittlich-geistigen Kern, so hegte er doch Bedenken gegen den pädagogischen Zweck, den Kant in seiner Religionsschrift verfolgte. So galt es in den Konventikeln christlicher Eiferer wie in den literarischen Salons jener Zeit als das Beste, dem gefährlichen «Freigeist» fern zu bleiben und über Schiller die Nase zu rümpfen.

Im Gedicht «Die vier Weltalter» (1802) läßt der Dichter die Entwicklungszeiten der Menschenkultur an uns vorüberziehen. Das Christentum ist die notwendige Durchgangsstufe zur vollen Harmonie und Freiheit des Geistes. Über das engere Verhältnis Schillers zum Christentum schrieb seine Schwägerin Karoline von Wolzogen (1763 bis 1847) folgendes: «Die welt-historische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer tiefer wurde.» Die christliche Religion bezeichnet er als eine Tatsache, die wie jede andere Weltbegebenheit von dem ununterbrochen fortfließenden Strom der Weltgeschichte getragen wurde. Im vierten Weltalter, dem Zeitalter des Christentums, tritt eine Entzweiung ein, da der strenge Geist der Lehre

Jesu die flüchtige Lust der Sinne verbannt und anstelle einer künstlerischen Lebensfreude Entsagung und Weltflucht treten läßt. Aber diese Entzweiung ist nicht das Letzte; durch die Kunst wird die Menschheit zu einem fünften Weltalter emporgeführt, in dem der Mensch das Gesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt und so als freie, harmonisch geeinte Persönlichkeit sittlichen Lebensernst und künstlerische Lebensfreude, Schönheit und Wahrheit miteinander vermählt. Das Christentum gilt somit für Schiller nicht als die höchste abschließende Religion, sondern als die unumgängliche Entwicklungsstufe zum Zeitalter der Vollendung, in dem der sittlich geadelte Mensch die innere Einheit seines Wesens erringt.

So erkennen wir in Schiller einen Christ eigener Prägung; er ist ein Christ, der das Christentum als weltgeschichtliche Notwendigkeit in der Entwicklung des Menscheistes gesehen und gewürdigt hat, dem es aber auch möglich war, im kirchlichen Christentum Schale und Kern zu scheiden; alles Große und Edle, das in der ursprünglichen Religion Jesu verborgen ist, nahm er freudig in sich auf, um sich dadurch zu einer noch freieren Stufe des Geistes emporzuheben.

JULES HUMBERT-DROZ

Der Canossa-Gang der Russen

Der Besuch allerhöchster Persönlichkeiten des Sowjetstaates und der russischen Kommunistischen Partei, der Ende Mai in Belgrad zustandekam, hat in der ganzen Welt lebhaftes Interesse erweckt. Dieser Besuch war von den Russen gewünscht und vorgeschlagen worden. Er fand im Anschluß an die Warschauer Konferenz der Satellitenstaaten statt, an welcher diese Staaten militärische Zusammenarbeit und den Zusammenschluß ihrer Streitkräfte unter dem einheitlichen Kommando eines russischen Marschalls beschlossen hatten.

Was war mit einer solchen repräsentativen Delegation Rußlands im Lande des Ketzers Tito beabsichtigt? Eine Entspannung und Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten? Oder noch mehr, eine Versöhnung der Kommunisten beider Länder und eine Rückkehr der Kommunistischen Partei Jugoslawiens in den Ostblock?

Aus der Zusammensetzung der russischen Delegation war offen ersichtlich, daß letzteres, das heißt die Versöhnung, das Ziel der Russen war. Führer der Delegation war nicht der Regierungschef Bulganin, auch nicht der Außenminister Molotow, sondern der Parteisekretär Chruschtschow. Außenminister